

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 39 (1918)

Artikel: Der Fröschengraben : Plauderei eines alten Zürchers
Autor: Escher-Züblin, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Fröschengraben.

Plauderei eines alten Zürchers von Alfons Escher-Züblin.

Fröschengraben wurde in Zürich der nasse Wallgraben vor der Stadtmauer genannt, die bis Mitte des 17. Jahrhunderts die kleine oder mindere Stadt umschloß. Er entsprang dem See ungefähr da, wo heute das Hotel Baur au Lac steht, und verlief ziemlich gerade bis zum Rennwegtor, wo jetzt der Rennweg in die Bahnhofstraße einmündet. Von dort bog er nach rechts ab, floß am Fuße des Plateaus, auf dem Stenbach und Waisenhaus standen, der Limmat zu, in die er beim „Grünen Hüsi“ unterhalb des gedeckten Brückleins einmündete.

Der einzige fahrbare Straßenzug durch die kleine Stadt ging damals von der „Unteren Brücke“, dem einzigen fahrbaren Übergang über die Limmat in Zürich, durch die Strehlgasse und den Rennweg zum Rennwegtor. Der Ausgang beim „Ragentörli“ (heute Waaggasse) war nur für Fußgänger bestimmt.

Mitte des 17. Jahrhunderts wurde eine äußere Befestigung aufgeführt, von der heute noch der Schanzengraben und die Bastion beim Botanischen Garten, die „Rake“, vorhanden sind. Das der Stadt neu angeschlossene Gelände des Talackers wurde wenig überbaut. Meist waren es stattliche Bürgerhäuser in der schlichten Bauweise, wie sie heute noch mehrere Häuser am Talacker aufweisen. Die meisten standen einzeln in weiten Gärten.

Die Schleifung der Schanzen in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts und die neu eröffnete Poststraße brachten keine Änderungen im Aussehen des Fröschengrabens; einzig neu war die Überwölbung des Grabens unter dem Neumarkt, dem heutigen Paradeplatz. „Neumärt“ nannte man den Platz zum Unterschied vom „Nümärt“ in der großen Stadt.

So habe ich den Fröschengraben geschaut, als ich als neun-jähriger Bub 1854 nach Zürich kam. In den Jahren 1864 bis 1867 wurde der Fröschengraben zugefüllt und an seiner Stelle die Bahnhofstraße angelegt. Wo heute Tramwagen fahren, Automobile rasen und ein internationales Publikum hin und her wogt, war früher ein stilles, ruhiges Quartier mit spezifisch altzürcherischem Gepräge.

Ich will nun versuchen, aus den Erinnerungen meiner Jugend zu schildern, wie es dort um 1854 bis 1861 aussah und wer dort lebte; der freundliche Leser möge sich in Gedanken in jene Zeit versetzen und mich auf einem Spaziergang längs des Fröschengrabens begleiten.

Der Fröschengraben zweigte sich vom Schanzengraben ungefähr da ab, wo jetzt die Dreikönigbrücke steht. Seinem Lauf folgend, gelangen wir nach wenigen Schritten an einen niedrigen Moränenhügel, der früher zu einem Bollwerk ausgebaut war. Auf der Terrasse des Hügel befanden sich die Gartenanlagen, Gesellschaftsräume, Kegelbahn usw. der Baugartengesellschaft, in denen sich mit Vorliebe Zürichs Herrenwelt zusammenfand. Wohl kein anderer Fleck von Zürich war an schönen Sommerabenden so angetan zu behaglicher Geselligkeit nach des Tages Mühe, als der im ruhigen „Kraß“ etwas abseits gelegene Baugarten, dessen Terrassen einen herrlichen Ausblick auf den See und das dahinter aufsteigende Hochgebirge gewährten ¹⁾.

An der Rückseite des Hügel, wo jetzt das Haus zum „Grnyfenberg“ steht, erhob sich der viereckige Kragturm, ein Überrest der alten Stadtumwallung, aus Findlingen gemauert, mit einem Spitzdach. Im obersten Geschos hauste ein Hochwächter.

¹⁾ Vgl. den Plan im Zürcher Taschenbuch 1905: „Gebiet des Kragquartiers vor und nach der Umbaute“ und den Lichtdruck: „Südansicht des Baugartens“ als Illustration zu dem Aufsatz von Fritz Hunziker-Meyer: „Zur Erinnerung an die Baugartengesellschaft (1802—1904)“, S. 212—233. Eine andere Ansicht des Baugartens in dem gegenwärtigen Taschenbuch 1918.

Der nördliche Großmünsterturm, der Peterturm, das Rennwegtor und der Reberturm waren ebenfalls mit Hochwächtern besetzt. Ihr Amt war, bei einem Brandausbruch mit dem Feuerhorn zu alarmieren und tagsüber durch eine Fahne, nachts durch eine hinausgehängte Laterne die Lage der Brandstätte anzuzeigen. Auf dem Bürgli in der Enge war ebenfalls ein Wächter stationiert. Er hatte Feuerausbruch in einiger Entfernung mit einem, in den Ausgemeinden mit zwei und in der Stadt mit drei Kanonenschüssen zu melden. Den Alarm nahmen die Tambouren der Hauptwache — bei der Unteren Brücke, gegenüber dem Rathaus — sofort auf und Generalmarsch wirbelte durch die Gassen. Dieser vielfache Alarm brachte eine unglaubliche Aufregung über die ganze Stadt, ärger als ein Stein, der in einen Ameisenhaufen geworfen wird. Alles stürzte aus den Häusern, Frauen und Kinder vor Neugierde oder Schreck, die Männer, die einen mit Gewehr bewaffnet zur Pannerwache, um Ordnung im Tumult zu halten und die Brandstätte abzusperren, die andern zu den Leitern und zum Flöchnen, die meisten aber zu den Spritzen. Hochdruckleitung und Hydranten gab's damals noch nicht, die Spritzen mußten durch Menschenkraft betrieben werden, bis zu 32 Mann arbeiteten an der Wage ¹⁾. Das Wasser zum Löschen entnahm man, soweit nicht die Limmat zugänglich war, den über die ganze Stadt verteilten Brunnenbecken, von denen heute noch einige bestehen, z. B. im Rennweg bei der Schelle.

Wir gehen weiter, dem linken Ufer entlang, da kommen wir zu einem weiten, wohlgepflegten Garten mit einem stattlichen Haus in der Mitte, dem „Tiefenhof“. An seiner Stelle steht heute die Eidgenössischen Bank. Aus diesem Haus stammte Karl Bürkli, Apostel und Leiter der Sozialdemokratie in den

¹⁾ Röstlich schildert Gottfried Keller den Tumult in seinem Gedicht „Ein Festzug in Zürich 1856“ (Gesammelte Gedichte, Berlin (1889) I, S. 236—249).

stürmischen Jahren des Kampfes mit dem sogenannten System. Uneigennütziger Idealismus hat den Mann in Gegensatz gebracht zu den Gesellschaftskreisen, denen er entstammte.

Einige Schritte weiter bringen uns auf den Neumarkt, den heutigen Paradeplatz. Damals ging's da noch wesentlich ruhiger zu als heutzutage, man konnte noch gemächlich „Bettersonnete“ halten, ohne den Verkehr zu belästigen. Ja, man trug sich sogar mit dem Gedanken, über den Fröschengraben eine Eisenbahnlinie zu legen vom Bahnhof bis an den See. Ebener Erde sollte sie den Neumarkt überqueren, und man erachtete es als eine unwesentliche Störung, den Verkehr aus der Poststraße zum Neumarkt während der Durchfahrt der Züge zu sperren¹⁾.

An der Einmündung unseres Weges in den Neumarkt stand in der Ecke des Tiefenhofgartens die mächtige Kappelerlinde; an jener Stelle steht heute Sprünglis Konditorei. Die Linde mußte 1855 dem Neubau der Tiefenhöfe weichen. Diese waren eine der frühesten Unternehmungen der Finanz in der Erstellung von Mietwohnungen großen Stils. Die erste die Escherhäuser am Zeltweg, dann also die Tiefenhöfe, einige Jahre später die Münsterhäuser an Stelle des Salzhauses.

Gegenüber der Linde, jenseits des Fröschengrabens, stand die Post, die das ganze Viereck des heutigen Centralhofes umfaßte. In der zweigeschoßigen monumentalen Front gegen die Poststraße lagen die Bureaus; die drei anderen Flügel, die den weiten viereckigen Hof einschlossen, enthielten Schuppen für Wagen und anderes Material. Eine Seite des Vierecks ging gegen die neue Poststraße, die zweite gegen den Fröschengraben, die dritte gegen die Kappelergasse, die vierte gegen den Pachthof.

¹⁾ Es wäre damit eine Einrichtung getroffen worden, die in Hamburg bis ca. 1905 bestand: daß nämlich die Bahnzüge, um vom einen Bahnhof zum andern zu gelangen, in langsamstem Tempo Plätze mit ganz dichtem Wagen- und Fußgänger-Verkehr durchqueren mußten. Dem Zug voran ging ein Mann mit einer Klingel, um das Publikum auf die Gefahr aufmerksam zu machen.



Ansicht des neuen Postgebäudes
von Franz Hegi.

Die Briefexpedition befand sich an der Poststraße in der Ecke gegen das Trau Münster, hinter den drei Fenstern unter der heute noch stehenden Kolonnade beim Jäggli'schen Optikerladen. Das Publikum stand im Freien, durch den Balkon einigermaßen gegen Unwetter geschützt, und wurde durch die Fenster abgefertigt. Für gewöhnlich genügte ein einziges Fenster, in Zeiten lebhaften Zuspruches wurde ein zweites geöffnet.

Bis zur Eröffnung der Winterthurer Eisenbahn im Jahre 1856 reiste man nach der Nord- und Ostschweiz und später noch nach Luzern mit der Post. In der Richtung Basel und Bern bediente man sich der ersten Schweizerischen Eisenbahn Zürich-Baden. Wer mit der Post reisen wollte, hatte sich, wenn möglich schon am Abend vorher, im Passagierbureau unter der großen Einfahrt sein Billett zu verschaffen. Das war ein Formular mit Vordruck, in das handschriftlich Tauf- und Geschlechtsnamen, Reiseziel und noch anderes, z. B. die Platznummer, eingetragen wurde. Morgens um halb acht Uhr hatte man sich im Hofe der Post einzufinden. Dort standen in Reih und Glied die großen gelben Wagen mit je vier Pferden bespannt: die Post nach St. Gallen, die nach Romanshorn, nach Schaffhausen und nach Luzern über den Albis. Zur bestimmten Zeit trat aus dem Bureau unter der Einfahrt ein Beamter heraus mit einem großen Bogen Papier in der Hand. Er rief die Reisenden, einen um den andern, mit Namen und Geschlecht auf und wies jedem seinen Platz im Wagen an. Sechs kamen in den Kasten des Wagens, der Interieur genannt wurde, drei ins Coupé, durch dessen Fenster man freien Ausblick nach vorn hatte, einer oder zwei zum Kondukteur ins offene Kabriolett hinten über dem Wagen. Damit war man der Fürsorge und der Obhut des Kondukteurs anvertraut, der seines Amtes waltete mit der Würde und Autorität eines Schiffskapitäns. War alles glücklich verstaut, so hieß es „vorwärts!“, und die schweren Wagen rasselten einer hinter dem andern zum Tore hinaus.

Das Hotel Baur, das den Paradeplatz gegen Osten abschließt, war schon damals vorhanden. Der Wirt Baur hatte es etwa zwanzig Jahre früher gebaut. Er war ein unternehmender Mann, der seinen Gasthof mit Geschick und Erfolg führte. Einmal hat der schlaue Mann aber doch seinen Meister gefunden. Das ging folgendermaßen zu. Bei der Eröffnung der neuangelegten Gasbeleuchtung im Herbst 1856 wurde in den Erdgeschossräumen des Hotels ein Bankett abgehalten. Baur hatte sich anheischig gemacht, dazu so viele Flaschen Champagner zu stiften, als Gasflammen auf dem Neumarkt vor seinem Haus brennen würden. Daraufhin ließ der Erbauer des Gaswerkes, Riedinger von Augsburg, auf jedem Randelaber an Stelle der Laterne ein schneckenförmiges Rohr mit vielen Brennern daran aufschrauben. Baur soll sein Versprechen mit 150 Flaschen eingelöst haben.

Auf dem Bieraß, wo heute die Gebäulichkeiten der Kreditanstalt stehen, war damals der Feldhof, ein niedriger Schuppen zur Magazinierung von Artillerie und anderem Kriegsgerät. Auch die Geschütze, mit denen wir als Kadetten exerzierten, waren hier untergebracht. In dem dem Neumarkt zugekehrten Hof des Feldhofes stand das Haus des Zeugherren. Als solcher amtete in den dreißiger und vierziger Jahren Oberst Salomon Hirzel. Wegen einer im russischen Feldzug 1812 erlittenen Schädelverletzung trug er beständig eine Binde von Leder über die Stirne. Diese Binde wurde im Volksmunde zu einem eisernen Reifen, den er sich habe umlegen lassen müssen, weil ihm sonst der Schädel zersprungen wäre! Hirzel war ein sehr tüchtiger Militär und erwarb sich bleibende Verdienste um die Organisation der Artillerie. Er besaß eine gewaltige Stimme, die man an ruhigen Morgen sogar noch drunten am See beim Kraß hören konnte, wenn er mit seinen Truppen auf der Bollishofer Alm manöverierte. Als er starb, wurde seine Leiche auf einer Lafette mit militärischem Geleite zu Grabe geführt. Gerade als der Zug sich in Bewegung setzte, brach ein Unwetter mit ge-

waltigen Donnereschlägen los. Da meinte ein Kanonier des Geleites: „Grad jetzt ist er oben oben!“

Vom Neumarkt bis zum Rennwegtor geht unser Weg längs des linken Ufers des Fröschengrabens auf einem Erdwall. Gegen das Wasser fällt eine Mauer etwa 3—4 Meter tief ab. Die Mauer überhöht das Sträßchen um einen halben Meter. Sie war sauber mit Sandsteinplatten abgedeckt, die von uns Kindern mit Vorliebe als Trottoir begangen wurde und durch fleißige Benützung in der Mitte etwas nach innen hübsch abgelaufen war.

Am Fuße der äußeren Böschung lief ein kleines Rinnsal, über welches von der Straße zu den anstoßenden Grundstücken kleine Brüdlein führten. In früheren Perioden versorgte dieser kleine Kanal die Bleichen am Bleicherweg mit dem nötigen Wasser aus der „zahmen Sihl“.

Beim Verlassen des Neumarktes fällt uns auf der anderen Seite des Fröschengrabens ein Haus in die Augen, das mit seinen Erfern, Türmchen mit spitzigem Dach und Windfahne recht altmodig dreinschaute: das Windegg. Sein Besitzer und Bewohner entsprach gleichfalls diesem Eindruck. Es war ein alter Herr, dem die Entwicklung der dreißiger Jahre und der Abbruch der Schanzen so sehr wider den Strich ging, daß er sich verschwor, nie mehr lebend die Schwelle seines Hoftores zu überschreiten, und so soll er es auch gehalten haben. Heute steht an der Stelle des Windeggs der Peterhof.

Neben dem Windegg stand inmitten eines ausgedehnten Gartens das der Familie Escher gehörige Haus Zum Brunnen. Die Söhne aus diesem Haus leben und wirken noch unter uns. Sie waren Industrielle, und als die Zeitläufte sie veranlaßten, ihre Fabrikation einzustellen, blieben sie nicht untätig, sondern widmeten sich der Wissenschaft und der Gemeinnützigkeit. Der Zürcher Kaufmann und Industrielle geht selten völlig auf in der materiellen Arbeit seines Berufes, er behält immer noch etwas übrig für Besseres als das tägliche Brot. Heute steht dort der Leuenhof.

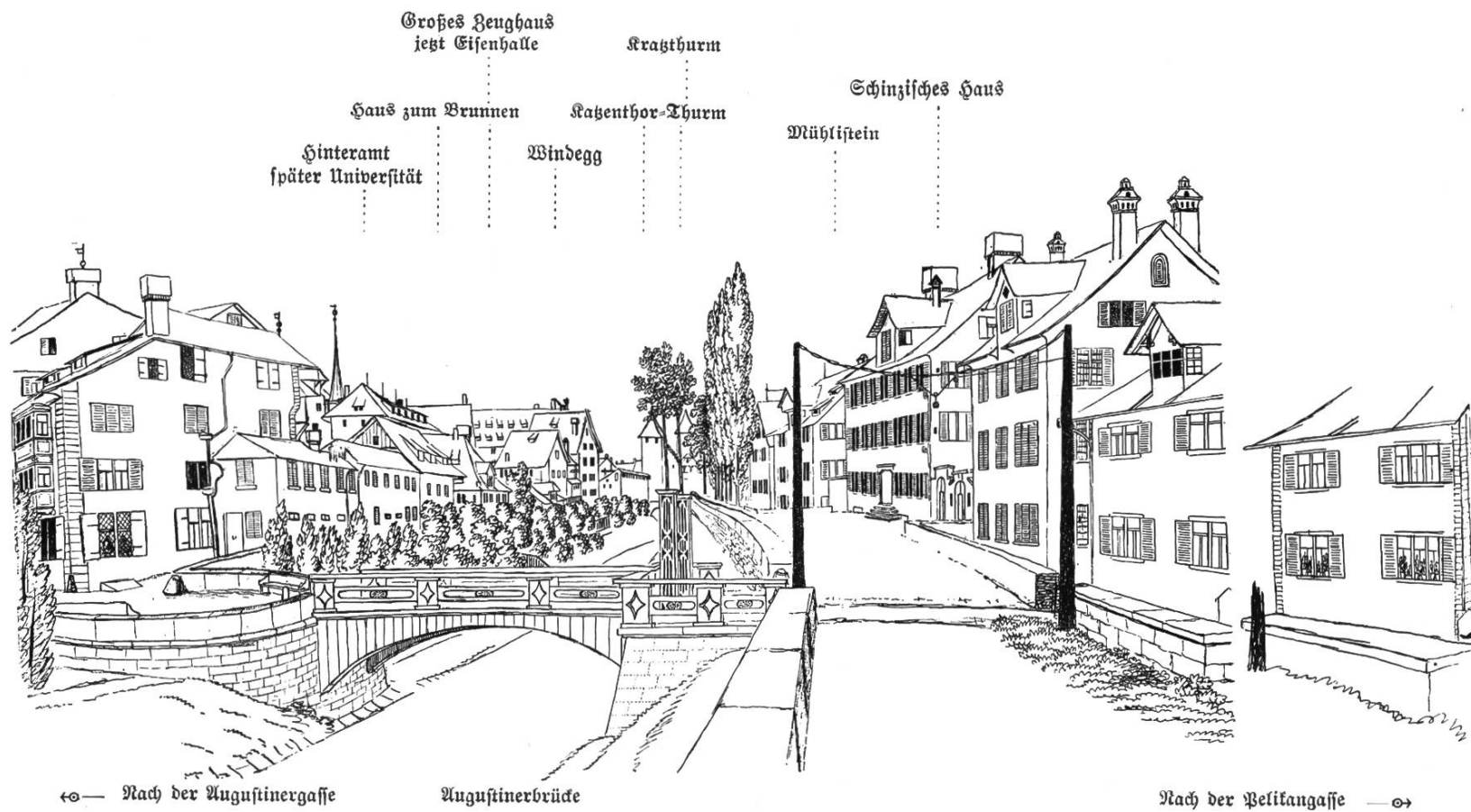
In dieser Familie lebte im Anfang des vorigen Jahrhunderts der aus Deutschland eingewanderte Naturforscher Dr. Ebel, der als einer der ersten unsere Bergwelt fleißig durchstreifte und wissenschaftlich beschrieb. Mit seinen Schriften gab er vielen Anregung zum Besuch und Genuß der Bergwelt, denen sie bisher nur als das schreckliche Gebirge vorgekommen war ¹⁾.

Einige Schritte weiter befand sich inmitten eines Gartens das Haus zum Grabenhof, da wo heute das Elitehotel steht. Hier lebte damals Oberrichter von Drelli, der während Jahrzehnten an der Spitze der Verwaltung der Blinden- und Taubstummenanstalt stand. Die Tätigkeit und die Leistungen dieses Mannes bringen mir manche Züge aus dem Leben Zürichs vor Augen, deren ich hier gedenken möchte.

Unsere Regierungen dachten im 18. und noch zum Teil weit ins 19. Jahrhundert ihrer Aufgabe am besten gerecht zu werden durch eine möglichst gute, d. h. sparsame „Verwaltung“; der Fürsorge blieb wenig Raum. Die Pflege humanitärer, gemeinnütziger, wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen war der privaten Tätigkeit überlassen. So entstand z. B. die Hülfsgesellschaft, deren segensreiche Tätigkeit bald ins zwölfte Jahrzehnt geht. Neben einer Reihe von anderen Anstalten, die heute noch blühen, hat sie auch die Blinden- und Taubstummenanstalt gegründet und während beinahe eines Jahrhunderts erhalten, bis in neuester Zeit der Staat, einer erweiterten Auffassung seiner Pflichten Rechnung tragend, die Anstalt zu seinen Lasten übernahm.

Ähnlich war die Entwicklung der Stadtbibliothek und der Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft, die aus privater Initiative entstanden sind, durch viele Jahre bei freiwilliger Arbeit bestanden und geblüht haben, bis sie solchen Umfang und Bedeutung erlangt haben, daß Stadt und Staat sich verpflichtet

¹⁾ Arnold Escher, Johann Gottfried Ebel 1764—1830 (LXXX. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1917).



Fröschengraben.

fühlten, Bestand und Unterhalt selbst zu übernehmen. Andere unserer Institute leben und gedeihen noch in ihrer alten Freiheit; aber auch hier löst der Staat seine Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit ein, durch kräftige Beisteuern am Unterhalt.

Einige Schritte weiter kommen wir zur Linken zum Haus zum Mühlstein. Darin lebte früher Hofrat Horner, Naturforscher und Weltumsegler. Heute steht dort Huguenins Konditorei. Weiter stoßen wir auf das Schinzsche Anwesen, dem letzten der alten Häuser am Fröschengraben. Es mußte dem Neubau der Schweizerischen Bankgesellschaft weichen.

Auf dem beigegebenen Bild, das den Weg darstellt, den wir hergekommen sind, erblicken wir zwei Masten mit dazwischen gespannter Kette, an der eine Laterne aufgehängt wird. So war damals die Straßenbeleuchtung in Zürich beschaffen. In der Laterne war eine Rundbrenner-Öllampe eingehängt, deren Licht der oben angebrachte Reflektor auf die Straße warf. Über der Laterne war alles in tiefer Finsternis. Zweihundert Laternen leuchteten in der Stadt, dem heutigen ersten Kreis. Um elf Uhr abends wurde der größte Teil davon ausgelöscht. Im Herbst 1856 trat an die Stelle dieser Ölbeleuchtung das Gaslicht. Männiglich bewunderte die damals noch recht bescheidene Gasbeleuchtung. Die Lichter, durch keinen Reflektor mehr abgeblendet, beleuchteten die Häuser bis oben hinauf, ja sogar die Großmünstertürme waren in ihren Umrissen und ganzen Größe von der oberen Brücke aus sichtbar. Die Holzgasbeleuchtung von 1856 bedeutete gegenüber den alten Öllaternen eine wesentliche Verbesserung. Sie mutet uns aber recht bescheiden an im Hinblick auf das Lichtmeer, das im Juli 1914, vor dem Ausbruch des Krieges, in der Altstadt (Kreis 1) von den 1363 Gaslaternen mit 2566 Flammen und den 271 elektrischen Lichtern ausströmte. Die heutige wegen Kohlenmangels reduzierte Beleuchtung in den Außenquartieren ist noch reichlich im Vergleich zu den anfänglichen Leistungen der Gasbeleuchtung.

Dem Mühlistein gegenüber, jenseits des Fröschengrabens, hatte die Universität ihr Heim in den Räumen des ehemaligen Augustinerklosters, bis sie 1864 in den einen Flügel des Polytechnikums und 1914 in den Neubau an der Stelle des alten Künstlergütli übersiedelte. Die Räume im alten Augustinerkloster waren klein, und doch ist viel Gutes aus ihnen hervorgegangen. Der Berufenen waren damals nicht so viele wie heute, aber der Auserwählten? Die Räume genügten auch deshalb, weil die Zürcher von dazumal noch nicht das richtige Verständnis für Frauenstudium und Frauenemanzipation an den Tag legten. Diese wenig galante Tendenz kam auch bei uns Buben zum Ausdruck: wir litten es, wenn sich Mädchen auf der „Schleifi“ tummelten; aber ein Mädchen auf Schlittschuhen auf dem Eis taxierten wir als große Extravaganz.

Die zum alten Augustinerkloster gehörige Kirche war der katholischen Gemeinde Zürichs für den Gottesdienst überlassen worden. Die Katholiken hatten das dem frischeren Zuge der Mediationszeit zu verdanken; doch verlangte der streng reformierte Sinn der Zürcher, daß der Gottesdienst in aller Stille gehalten werden solle, ohne jedes äußere Gepräge. Turm und Glocke blieben den Katholiken noch lange vorenthalten. Die Bürgerschaft Zürichs hielt noch lange auf Einheit der Konfession, und die Einbürgerung des ersten Katholiken ums Jahr 1860 verursachte bei vielen schwere Bedenken wegen des Einbruchs in alte Überlieferung!

Wir gehen weiter und kommen zur Augustinerbrücke. Das runde Tor an der Brücke ist längst schon abgerissen, das Rondell, auf dem es stand, ist noch frei. Die Augustinerbrücke geht auf die Pelikangasse, links von unserem Weg. Etwas zurück vom Fröschengraben liegt an der Pelikangasse der Felsenhof, das Heim von Kaspar Escher. Escher hatte sich ursprünglich zum Architekten ausgebildet. Nach seinen Entwürfen wurden gebaut: der Schönenhof (Ecke Rämistrasse=Stadelhofen) ¹⁾, die Haupt-

¹⁾ Das künftige Heim der Museumsgesellschaft.

wache an der unteren Brücke und das Casino, heute Schwurgerichtssaal. Die Architektur befriedigte ihn nicht; er verlegte sich in der Folge auf die Baumwollspinnerei, die eben in jener Zeit anfang, von der Handarbeit in den Maschinenbetrieb überzugehen. Die nötigen Kenntnisse erwarb er sich teils durch eigenhändige Übung, teils auf Reisen im Ausland. Im Jahre 1805 baute er seine erste Spinnerei in der Neumühle an der Stelle, wo heute das Kaspar-Escher-Haus steht. Die Spinnerei blühte, und aus der kleinen damit verbundenen Reparaturwerkstätte entwickelten sich nach und nach die großen Werke von Escher, Wyß & Cie. Escher verband mit seinen bedeutenden technischen Kenntnissen guten kaufmännischen Sinn und eine große Menschenkenntnis. Er verstand es, tüchtige Mitarbeiter zu finden, sie an sich zu fesseln und durch seine eigene schlichte Art und Lebensweise in Bescheidenheit zu erhalten. Ich habe in meinen Lehrjahren zu Metstal manche Arbeiter getroffen, die in der Neumühle gearbeitet hatten und gern und oft vom alten „Chäppi Escher“ erzählten.

Weiter zur Linken kommen wir zu einem stattlichen Bürgerhaus, an der Stelle, wo heute der St. Annahof steht. Sein Eigentümer und Bewohner Ott-Imhof, ein reicher Kaufherr, war Meister auf der Flöte, die er im Orchester der Allgemeinen Musikgesellschaft spielte. Da fand sich zusammen, was Interesse und Liebe für Musik hatte. Die Konzerte dieser Gesellschaft boten von jeher das Beste, was Zürich in der Musik leisten konnte. Sie wurden abgehalten vom 18. Jahrhundert an bis ins erste Viertel des verflossenen Jahrhunderts im Musiksaal beim ehemaligen Graumünsteramt, dann im Casino (jetzt Schwurgerichtssaal am Hirschengraben), hernach in der alten Tonhalle und heute in der neuen Tonhalle. Auch dieses Institut hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht, wie wir es bei anderen Einrichtungen beobachtet haben: aus kleinen Anfängen hat sich unsere Tonhalle herausgewachsen. Im Orchester haben nach und nach die Liebhabermusiker, die früher die überwiegende Mehrzahl bildeten, den Berufsmusikern Platz gemacht. Noch in der alten Tonhalle

wirkten zahlreiche Dilettanten als Zuzüger mit. Heute geht der Zürcher nicht mehr ins Orchesterkonzert zum Selbstmusizieren, sondern nur um in ruhiger Beschaulichkeit zu genießen.

Dem Ott-Imhoff'schen Haus gegenüber, jenseits des Gröschengrabens, stand damals im Anschluß an das Rennwegtor der letzte Rest der alten Ringmauer. Vom anliegenden Haus waren Fenster in die Mauer gebrochen worden, und dichter Efeu rankte ringsum; das Haus bekam dadurch trotz der ungeschlachten Mauerfläche ein gar freundliches Gesicht.

Einige Schritte weiter gelangen wir zum Rennwegtor, einst in der älteren Umwallung das Haupttor der kleinen Stadt. Neben dem eigentlichen Torweg stand ein mächtiges rundes Bollwerk. Beide mußten 1867/68 den neuen Straßenzügen weichen. Heute würde das mehr durch seine Wucht als durch Schönheit in die Augen fallende Bauwerk wohl geschont werden, die gerade Linie der Straße würde preisgegeben und im Bogen herumgeführt werden. Freilich war der Torweg eng, so daß einer der hochgebauten Wagen des Sechseläutenumzuges von 1856 auf dem Weg von der Sihlstraße nach dem Rennweg und der Strehlgasse darin stecken blieb.

In einem der Magazine unterm Rennwegtor war die „Landsprizze“ untergebracht. Von den Sprizen der Stadt war nur diese bestimmt, über das Weichbild der Stadt hinaus zu fahren; das nötige Pferdegespann stand stets bereit beim Lohnkutscher Dürr in der Werdmühle. Die Sprizenmannschaft bestand aus lauter ausgesuchten Männern, strammen Handwerkern: Maurern, Schmieden, Raminfegern usw. Sie hielten auf Korpsgeist und hatten das „Puntenöri“, immer als erste auf der Brandstätte zu erscheinen. Ein Veteran dieser Garde lebt noch heute im Pfrundhaus und verherrlicht bei Gelegenheit ihre Heldentaten in Knittelversen ¹⁾.

¹⁾ Ein fröhliches Produkt der Poesie dieses Veteranen, Heinrich Geh von Gluntern, geb. 1837, sei hier wiedergegeben. Das Landsprizenkorps

Angebaut an das Tor war ein öffentliches Waschhaus mit zugehörigem Waschschiß auf dem Fröschengraben. Solche Anstalten waren damals nötig, denn man pflegte höchstens zweibis dreimal im Jahre Wäsche zu halten. Gleich im Anfang des Jahres wurde das nötige Personal verpflichtet: Wäscherinnen, Glätterinnen und der Wäscheträger, der die Wäsche ins Waschschiß zum Ausschwenken zu tragen hatte, und wurden im Ra-

hielt alljährlich gesellige Versammlungen ab, deren Kosten bestritten wurden aus dem Solde von drei Franken auf jeden Mann und jeden Auszug. Das folgende „Landsprüßlerlied“ wurde an einer solchen Versammlung im alten Schützenhaus gesungen am 27. Februar 1871:

1. Kamerade, stimmet i — Trid — —
's mueß es Liedli los gö si; — —
Denn wänn's lustig soll erklinge,
Mueß mes nu bim Glässi singe,
| : Frische Muet, frohes Bluet
Stahet jezt eusem Corps a guet. : |
2. Euse Helm und Rock und Gurt
Aleidet eusers Corps recht guet,
Und das Herz am rechte Flecke,
Das Guraschi nüd blibt stecke,
| : So en Ma, mueß me ha,
Wenn me will go sprüße gah. : |
3. Föürwehr jezt das Corps me nennt,
Jede gwüß d'Landsprüßler kennt;
Denn mir tüend doch gwüß viel nütze,
Drei Stund wit gömmer go sprüße,
| : Stadt und Land, bi me Brand,
Sind mir immer bi der Hand. : |
4. Und wenn's regnet, stürmt und schneit,
Au wenn's haglet, ist's fei Freud,
Alles das macht eus fei Chummer,
Ja sogar im hohe Summer,
| : Bi der Hiß, Strahl und Bliß,
Sind mir immer bi der Sprüß. : |

lender vorgemerkt. Zur Bewältigung der großen Wäschearbeit mußte der regelmäßige Gang in der Haushaltung während mindestens einer Woche umgetrempelt werden, höchst unbehaglich für die an der Wäsche nicht direkt beteiligten Familienglieder. Die Wäsche mußte am eingeschriebenen Termine vor sich gehen, ob gut oder böses Wetter da war. Die Sitte der Jahreswäsche hat

-
5. Sind d'Roh nanig angespannt?
Schimpft und flucht der Komidant.
Im Galopp geht's zur Brandstätte,
Alles ifert um die Wette:
| : Sprüßeli, groß und chli,
Keines will das letzte si. : |
6. In die Nacht wird's zukutschiert,
Öppedie au umgerührt,
Denn flucht mänge Sprüßebueder,
Das ischt jeht es Lumpesueder!
| : Ja bim Eid, 's isch kei Freud,
Wäme so in Bach ie gheit! : |
7. Und bim Brand heißt's tüchtig gschafft,
So ihr Lüt, nüd umä gafft.
Erst wänn's glöüsch ist, tümer esse,
Das hämer na nie vergesse.
| : Jede Bursch kriegt ä Wurst
Und dörf ha en große Durst. : |
8. Ist denn Lib und d'Seel gestärkt,
Denn wird gmütli heigfuhrwerkt.
's Wibli hät gar schüli blanget,
Um de Ma gar ängstli banget.
| : Ach herrjeh, häsch jeht gseh,
Bin diheime, was witt meh? : |
9. So geht's bim Landsprüßlerkorps,
Das na nie de Mut verlor.
I der Not sich tüchtig wehre,
Denn törfst lustig si in Ehre,
| : Nah und weit, jede Zeit
Sind wir stets zur Hülff bereit. : |

aufgehört, unsere heutigen Wohnungen sind zu enge für derartigen Betrieb, auch fehlen die Kammern zur Aufbewahrung der nötigen sauberen und gebrauchten Wäschestücke. In diesem öffentlichen Waschhaus wurden auch die Maikäfer abgebrüht, die in Flugjahren von Garten- und Landbesitzern pflichtschuldigst eingeliefert werden mußten.

Ein anderes sehr wichtiges, jährlich wiederkehrendes Geschäft, das sich auch im Waschhaus, oft auch im Hof abwickelte, war das Ankensieden. Dazu wurde vom Kupferschmied das nötige große Kupferkessi samt Dreifuß darunter gemietet und der Anken auf offenem Feuer gesotten. Das Schmalz wurde in große Häfen von Steingut geschüttet und beim Erstarren mit einer anderthalb Meter langen Kelle, die von zwei einander gegenüberstehenden Personen geführt wurde, sorgfältig eingerührt. Der Sitte gemäß wurde die Verwandtschaft und Freundschaft bei solcher Gelegenheit mit süßem Anken und „Ankentrusenweggen“ bedacht.

Aus dem Rennwegtor geradeaus verlief die Straße zu den Seidenhöfen, heute heißt's Sihlstraße. Dort in dem Giebelhaus, das etwas schräg zur Straßensucht steht, lebte um die Jahrhundertwende bis in die zwanziger Jahre Hans Conrad Escher von der Linth, dessen Gedächtnis unter uns lebt als Erbauer des Linthkanals. Dabei tritt meistens die materielle Seite, die technische Ausführung, vor Augen. Gewiß ist Eschers Werk in technischer Beziehung eine sehr bedeutende Leistung; aber das Hauptverdienst Eschers ist doch, daß er in jener Zeit des wirtschaftlichen Tiefstandes die nötigen Mittel für das Unternehmen aufbringen konnte und daß es ihm gelang, alle dem Werk entgegen gesetzten Sonderinteressen der Anstößer und den Egoismus gewissenloser Freibeuter zu bezwingen. In den Tagen der vergangenen, souveränen Stadtherrlichkeit galten des jungen Eschers politische Ansichten als „revolutionär“. Seinem klaren Blick entgingen freilich nicht die Mängel des Regiments, das die Zeichen der Zeit nicht verstehen konnte oder wollte.

An der gleichen Straße, hart an unserem Wege, stand das Haus zur „Trülle“, dessen gegen uns gefehrte Ecke in den unteren Geschoßen, in Wahrung des Wegrechtes, zurückgeschnitten war. Hier lebte Stadtpräsident Melchior Römer, der unter dem Druck der Verhältnisse, die sich durch die gewaltige Entwicklung unserer Vaterstadt gebildet hatten, die Einbürgerung der Ausgemeinden anbahnte, und die alsdann sein Nachfolger, Stadtpräsident Pestalozzi, durchführen konnte, ein Werk, das etwa sechzig Jahre früher kurzsichtiger Lokalpatriotismus versäumt hatte. An der Stelle der alten Trülle steht heute ein Neubau, der hoch oben unter dem Giebel in Stein gehauen das Wahrzeichen seines Namens trägt. An dem alten Haus war bis Ausgang des 18. Jahrhunderts die „Trülle“ aufgestellt. Das war ein Strafwerkzeug mittelalterlicher Justiz. Ein runder Käfig, in dem ein Mensch aufrecht stehen konnte, war zentrisch aufgesetzt auf einer Achse, die drehbar unten und oben gelagert war. Die Trülle konnte in wirbelnde Bewegung gesetzt werden vermitteltst zweier Regelräder, davon das eine auf der Achse, das andere auf einer Welle mit Handfurbel. Der Delinquent wurde in den Käfig gesperrt und unter Spott und Hohn der Vorübergehenden getrullt bis zur Übelkeit. Die Justiz liebte es, im Interesse einer möglichst großen Publizität solche Anstalten für Strafvollzug an die begangenen Straßen zu stellen; das Rennwegtor war damals der Hauptausgang der kleinen Stadt. An gleich exponierter Stelle war der Pranger angebracht: An der Mauer oberhalb des Hauses zur „Krone“ — heute Rechberg — war in der Mauer ein eisernes Halsband eingelassen, in dem eingespannt der Sträfling zur Schau gestellt wurde. Daher führte jene Straße, die Hauptstraße nach Winterthur, den Namen „Halseisen“. Heute heißt sie Künstlergasse.

Bei der Trülle bog der Fröschengraben nach rechts ab. Das Wasser, das beim Rennwegtor gestaut im oberen Teil still dahinzog, rauscht nun lebhaft der Tiefe zu. Nebenan führt uns unser Weg einen kleinen „Stuß“ hinunter in das Quartier der Werd-



Fröschengraben mit dem Haus zur Trülle.

mühle und des Sihlwiesli, einer Gegend, die damals den meisten Zürchern wenig bekannt war. Seither sind dort Hügel abgetragen und Löcher und Wasserläufe ausgefüllt worden; es wäre mir unmöglich, aus dem heutigen Zustand die ehemalige Topographie zu bestimmen. Wo jetzt an der Seidengasse, der Urania- und der Werdmühlestraße prunkhafte Geschäftspaläste stehen, befanden sich damals in bunter Regellosigkeit Mühlen, Sägen, Schuppen, Gerbereien, Magazine, Gärten; alles war durchschnitten von der in zwei Arme geteilten zahmen Sihl und krummen, winkeligen Wegen, die zudem in der Werdmühle überbaut waren.

Wir kommen, nachdem wir die Gegend „in der Tharen“ passiert haben, zu der Werdmühle. Diese lag außerhalb der alten Stadtmauer am Fuße des Abhanges, auf dem das Kloster Stenbach stand. Die Sage erzählt, die Nonnen dieses Klosters hätten zur Zeit des alten Zürichkrieges, als die Mühle bestürmt wurde, das jüngste Söhnlein des Müllers in der Wiege an Seilen über die Stadtmauer ins Kloster heraufgezogen. Die Mühle ist mehrmals vom Feuer verzehrt worden, das letzte Mal im März 1860. Aus diesem Hause stammte Jakob Christoph Bodmer, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Maschinenbauer und Ingenieur in Manchester in hohem Ansehen stand. Eine Anzahl unserer Schweizer Maschineningenieure früherer Generation haben bei ihm ihre Lehre gemacht, unter andern der geniale, früh verstorbene Sohn Eschers in der Neumühle.

Weiter führt uns der Weg zwischen und unter den Gebäuden der Werdmühle hindurch an der Leimsiederei von Frey-Ritt (später Frey-Nägeli) vorbei über einen Arm der zahmen Sihl auf ein offenes Feld an der Beatengasse. Hier wurden damals die Hinrichtungen vollzogen. Im Geleite, das den Verbrecher zur Richtstätte führte, hatte der Geistliche des Stenbaches (Zuchthaus) neben dem Verurteilten herzugehen. In früheren Jahren, vor denen meines Erinnerns, besorgte dieses Amt Chorherr Cramer. Wegen dieser Funktion und wegen der Kanonenstiefel

und der etwas barocken Toilette, die er zu tragen pflegte, hatte er sich den Zunamen „Himmelsdragoner“ erworben. Einst hatte er einen Verbrecher namens Hochstraßer auf dem letzten Gang zu begleiten. Dieser muß ein hartgesottener Sünder gewesen sein. Als der Zug vom Stenbach durch die Werdmühle nach der Richtstätte ging, lag der Weg voll Pfützen vom ausgiebigen Regen, der in der Nacht vorher gefallen. In diese stampfte Hochstraßer mit boshafter Überlegung und Absicht, um seinen Begleiter recht voll zu spritzen. Mein Chorherr ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern meinte ganz ruhig: „Wart nu, du unglücksälige Hochstraßer, wäm=mer hei gönd, sprühisch mi nümme!“ Nach vollzogener Hinrichtung hatte der Chorherr die „Abdanfung“ an das zugeströmte Volk zu halten, wobei er stets kurz, kernig und populär zu sprechen pflegte. Eine seiner kurzen Reden schloß er einst: „Was sind ihr cho? Ihr händ gmeint, ihr gsäched öppis; es sind aber under euch vieli, die sind feis Härli besser als der, wo me grichtet hät. Gönd hei und schämed eu ¹⁾!“

Eines anderen Mannes muß ich bei dieser Gelegenheit noch gedenken, des Obersten Stadler, dessen sich die älteren Zürcher aus der Kadettenzeit noch erinnern werden. Er hatte als Militär den Ordnungsdienst bei den Hinrichtungen zu überwachen. Nun war der Zudrang Neugieriger einst so groß, daß der traurige Zug im Gedränge stecken blieb. Oberst Stadler steht in die Steigbügel und ruft in die Menge: „Wenn ihr nicht Platz machet, so wird heut nicht mehr geköpft!“ worauf die Menge sofort freie Bahn gab.

Wenige Schritte weiter gelangen wir ans Ufer der Limmat. Dort stand zur Linken das alte Schützenhaus. Während vieler Jahre neutrales Gesellschaftshaus, erlangte es in den sechziger Jahren eine historische Bedeutung als Hauptquartier jenes demo=

¹⁾ Vgl. die Schrift: Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen, herausgegeben von Elias Haffter, 1898.

kratischen Flügels, aus dem sich später die sozialdemokratische Partei herausbildete. Der Pamphletär Dr. Locher feierte dort seine billigen Triumphe.

Wir sind am Schlusse unserer Wanderung angelangt. Vom Rennwegtor aufwärts steht noch manches vom Alten, an das sich anknüpfen läßt; vom unteren Teil des Fröschengrabens aber steht als Markstein aus der alten Zeit nur noch das Waisenhaus. Dessen Umgebung ist aber so gründlich umgeändert worden, daß jede Orientierung versagt.

Unser Spaziergang hat uns lebhaft erinnert an das, was sich alles in Zürich umgelebt hat, wieviel Neues an die Stelle des Alten getreten ist, wieviel wir im Verlaufe der letzten sechs Jahrzehnte haben umlernen müssen! Wir erinnern uns gerne der alten Zustände und Verhältnisse; ruhige Überlegung sagt uns aber, daß sich gar vieles davon im Laufe der Entwicklung unserer Vaterstadt aus der kleinbürgerlichen zur Groß-Stadt überlebt und ausgelebt hat. Den Verehrer des Alten dürfen wir daran erinnern, daß „das Alte nicht alles gut und das Gute nicht alles alt ist“, und den Stürmer mit gleichem Recht vermahnen: „Das Neue ist nicht alles gut und das Gute nicht alles neu!“

Zu den Bildern.

1. Ansicht des neuen Postgebäudes, gezeichnet und gestochen von Franz Hegi. Links das Gebäude mit den Bogenfenstern im Erdgeschoß, an dessen Stelle heute das Hotel Baur steht, in der Mitte das neue Postgebäude, im Hintergrund das Fraumünster und rechts die mächtige Rappeler Linde.

2. Fröschengraben, von unbekanntem Zeichner. Die Aufnahme ist gemacht worden auf einem Punkt halbwegs ungefähr zwischen Augustinergasse und St. Annahof, den Blick aufwärts, seewärts. Die Brücke im Vordergrund — die Augustinerbrücke — verbindet die von links her einmündende Augustinergasse mit der nach rechts verlaufenden Pelikan-

gasse. Das Rondell links vor der Brücke zeigt den Platz des alten Augustinertores. Neben dem spitzen Fraumünsterturm ist das mit vier Blißableitern besetzte Dach des alten Augustinerklosters, der Universität, sichtbar; daran schließt sich rechts an das Haus zum Brunnen, von dem aber nur das Dach und der vordere Giebel sichtbar sind. Das weiter zurückstehende Dach mit den zwei Reihen Guggeren übereinander gehört zum großen Zeughaus In Gassen, heute die Eisenhalle. Weiter rechts ganz sichtbar das Windegg. Der Turm im Hintergrund neben dem Windegg ist das Ragentor. Dieses und die zwischen Windegg und Ragentor sichtbare Stadtmauer waren zu meiner Zeit schon abgetragen. Das Haus mit dem Treppengiebel hinter dem Ragentor ist der Kappelerhof. Ganz hinten, teilweise durch die Bäume verdeckt, ist der Kragturm sichtbar. Das Haus auf der rechten Seite des Bildes, das an der Straße steht, mit den Stufen vor der Haustür, ist das Schinzsche Haus, und daneben etwas in der Tiefe steht das Haus zum Mühlestein, der eine der Masten steht davor. Im Vordergrund präsentieren sich recht in die Augen fallend, die zwei Masten. Die Laterne selbst fehlt auf dem Bild; weil sie während des Sommers nicht angezündet wurde, nahm man sie herunter.

3. Fröschengraben. Das Bild ist ungefähr vom gleichen Standpunkt aufgenommen wie das vorhergehende, nur mit dem Blick nach der entgegengesetzten Seite gerichtet. Am Rande links steht das Haus zum Bränneli, daneben die Trülle mit der im untern Teil zurückgesetzten Mauer. Rechts ist das Rennwegtor sichtbar mit dem Brückli und dem städtischen Waschhaus davor. Zwischen der Trülle und dem Rennwegtor geht der Weg nach der Werdmühle. Auf dem Fröschengraben schwimmt das Waschschiff.
